

Ungezählt sind die kleinen Hilfsprojekte in Deutschland, die Geld, Gegenstände oder Menschen in den Süden senden. Sie tun dies mit beeindruckendem Engagement, mit unterschiedlichen Zielen und auf vielfältige Weise. Sie alle verbindet: Statt einer Unterstützung der professionellen Arbeit der Hilfsorganisationen setzen die kleinen NRO auf das Persönliche, das Eigene. Hauptargument: Die Partnerschaftlichkeit der Projektbeziehung. Es lohnt sich, die Motivation für so viel persönliches Engagement genauer zu ergründen. Fragen wir uns danach, was wir eigentlich suchen und weshalb. red.

Andreas van Baaijen

Schöne neue Welt

Fernweh und Projekttourismus – Gedanken zum Verhältnis des Nordens zum Süden

Miranda ist es, die in Shakespeare's Stück „Der Sturm“ beglückt die „Schöne neue Welt“ begrüßt. Miranda lebt auf einer vergessenen, wilden Insel, unerkant und ohne Ziel, ohne Antwort. Ohne dass sie dies ahnte, stammt sie jedoch aus Europa und ist die Tochter des rechtmäßigen Herzogs von Mailand. Vater und Tochter waren durch Betrug und böses Ränkespiel auf die Insel verbracht worden, dort herrschen sie nun über die Wildnis – und über das Wilde, in Person des Einheimischen Caliban. Als ein Schiff aus Europa strandet, hält die „Zivilisation“ Einzug auf der Insel. Miranda findet so viel Gefallen an diesen Menschen und ihrer Art, findet symbolhaft ihre Herkunft und erkennt sich selbst in den Gestrandeten und ruft also entzückt aus: „Oh Wunder! Was gibt es für herrliche Geschöpfe hier. Wie schön der Mensch ist. Schöne Neue Welt! Die solche Bürger trägt.“

Ausgesetzt der Folie des Fremden – der Natur – erkennt Miranda sich selbst und entdeckt ihre eigentliche, nämlich westliche Identität: Die Zivilisation kommt sinnbildlich zu sich selbst. Der Süden als Projektionsfläche und Therapeutikum des Nordens. Siegreich kehren am Ende des Schauspiels auch Vater und Tochter zurück an den Hof von Mailand und lassen Insel und Caliban in der Nicht-Zivilisation zurück.

Wie kehren wir aus unseren Reisen in den Süden zurück? Was lassen wir dort zurück?

Auf der Suche nach uns selbst

Von einem „wir“ werde ich nun sprechen, ein künstlich gedachtes, das uns alle umfasst, die wir Reisen und Erkennen möchten, die wir suchen und Solidarität spüren und uns verbinden möchten. Dieser Text kann nicht über den Einzelfall sprechen, wenn er versucht, über den Weg der Zuspitzung Allgemeines zu entdecken.

In einer mehr und mehr entgrenzten Welt schwärmen wir Menschen des Nordens aus, Sinn und Erfüllung in anderen Welten zu finden. Wir suchen uns selbst, und in der Ferne erfolgt diese Suche vor dem Hintergrund der Fremde, des Anderen. Dort lassen sich – z.B. in der geschützten und privilegierten Rolle des „Projektpartners“ – auch andere Lebensweisen und Identitäten proben, der Aufenthalt gibt uns eine ungewohnte, erfrischende Bedeutsamkeit. Diese Instrumentalisierung des Südens zum Zwecke individueller Selbsterkenntnis ist nicht zufällig, sondern hat System. Als Vertreter des hegemonialen Nordens stattdessen wir den „Hilfsbedürftigen“ unseren Besuch ab, begeben uns für eine Weile zu ihnen, mischen uns unter diejenigen, mit denen wir in unserem normalen Leben niemals Kontakt haben würden – Bauern, Obdachlose, Straßenkin-

der – und suchen dafür insgeheim Anerkennung und Lob.

Da aber Selbsterkenntnis doch nicht so einfach zu finden ist, ziehen wir in immer tiefere Gegenden, betreten Privaträume, penetrieren fremde Welten oder den tiefsten Dschungel. Unsere Selbstsuche verstehen wir als persönliches Interesse, kulturelle Offenheit oder intellektuelle Neugierde.

Differenz und Distinktion sind zum täglichen Geschäft der (Post-) Moderne geworden. Das Primat der Selbstverwirklichung setzt uns unter den Zwang, ein eigenes Selbst zu kreieren, zu erfinden oder einzukaufen. Sich zu unterscheiden, abzuheben, etwas Besonders zu sein, ist zur Voraussetzung geworden, um in unseren de facto weitgehend gleichförmigen Gesellschaften als Identität überleben zu können. So begeben wir uns permanent auf die Suche nach den Accessoires zur Kreation individueller Differenz – wir finden sie auf dem Markt der Kulturen. Differenz ist eine Ware, die ihren Preis hat. Kulturelles Kapital, wie es der französische Soziologe Pierre Bourdieu nannte. Der Konsum von Differenz, also von Kultur, verschlingt nicht nur Geld und andere Lebenswelten, sondern auch diejenigen, die uns als StatistInnen in jenen fremden Kulturen dienen, deren Lebenswelten wir konsumieren – und die zumeist nicht über die ökonomischen Mittel verfügen, sich am Einkaufsbummel auf dem globalen Markt der Differenzen zu beteiligen.

Die Sehnsucht und das Männliche

Unsere Sehnsucht nach Geltung veranlasst zur Bewegung und Suche. Die Projektion des Wahren, Schönen und Ursprünglichen auf den Süden eröffnet uns eine Bühne, auf der unser Norden und ihr Süden komplementär zueinander stehen, ein kommunizierendes stabiles System, welches für uns die Möglichkeit von Unterwerfung bedeutet, eine ins Räumliche erweiterte Dialektik der Sinnstiftung, das Verhältnis von Herr und Knecht, also von Macht und gegenseitiger Abhängigkeit. Hier liegt wohl einer der Gründe für unsere Mobilität, das Verlassen der heimischen Welt: Um uns in der anderen als neuen Menschen wiederzuentdecken – auf „Kosten“ derjenigen, die als Knecht, also zum Objekt gewendet, uns Sinn und Daseinsgrund spiegeln.

Als der Duchschnittsengländer Arthur Dent, Protagonist des Romans „Per Anhalter durch die Galaxis“, vor dem Baggerfahrer steht, der in Kürze sein Häuschen wegbaggern wird, hört er in sich Geräusche und Stimmen, die ihn inmitten einer Schlacht des Dschingis Khan wähen lassen. Im Moment des Verlusts seiner selbst schwirrt

um ihn das barbarische Kriegsgeschrei der Wildnis als Sinnbild des Verlusts und der Gewalt gleichermaßen. In 1001 Nächten träumen wir Menschen des Nordens vom wilden Kurdistan, von der wahren anthropologischen Konstante des Menschen, Mann gegen Mann, und beide im Kampf gegen die Mächte der Natur. Je unübersichtlicher unsere Welt wird, je weniger unsere Gesellschaften uns einen erfüllten und anerkannten Ort vorsehen, umso größeren Reiz übt auf uns die Macht des Unübersichtlichen, des Barbarischen, des Einzelkämpfers, des Naturhaften aus. Das „wilde Kurdistan“ klingt in uns, erschafft Bilder der Ursprünglichkeit, der wiedergewonnenen Freiheit des Einzelnen, der Unberührtheit – die Versuchung, Jungfräuliches zu betreten: Eroberungsphantasien.

Die Weite, die Tropen, die Ungezähmtheit sind weiblich. Die Einnahme der Territorien, der Gesellschaften, der Menschen ist deshalb auch eine Phantasie der Penetration. Dies dürfen wir sowohl individuell als auch ökonomisch verstehen – die Konsequenz jedoch ist bedrückend: Denn dann geht es nicht um die Menschen als Subjekte, sondern um die Ausweitung des eigenen Raums, um Okkupation, um Aneignung. Die Objektivierung, also – meist unbewusste – Instrumentalisierung der Menschen, denen wir helfen wollen, ist die eigentliche Enteignung, das eigentliche Verbrechen: Hilfe, Mission, Kolonisierung, Entwicklung oder selbst „Befreiung“ dürfen als Synonyme stehen für das, was der Mensch erfindet, um mehr als er selbst zu sein.

Ästhetik der Armut

Das Phänomen des Misstrauens gegenüber der Gemeinschaft, der Hinwendung zum Alleinkämpfertum und gesicherten eigenen Glück, findet sich auch bei Hilfsorganisationen: Solidarität wird privatisiert, wird der öffentlichen „Kontrolle“ entzogen, und schafft Nischen, in denen Hilfe für Menschen in der Dritten Welt organisiert wird, ganz für das individuelle Glück. Der Rückzug in die eigene kleine Hilfsorganisation, ohne Bedürfnis der weiteren Vernetzung und gemeinsamer politischer Arbeit hier, entspricht dem Wechsel von gesellschaftlicher Solidarität zur individuellen. Das Kollektiv aber, der politische Betätigungsraum also, in dem gesellschaftliche Forderungen nach struktureller Veränderung formuliert und Systemfragen gestellt werden anstatt Almosen zu verteilen, hat dann ausgedient – wir beschränken uns auf das private Glück und die ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entraubte Hilfstätigkeit.

Wir haben gelernt, die Welt zu verstehen, sie einzuteilen. Unsere Wahrnehmungsmuster deuten die Dinge und Menschen vor Ort entsprechend dem, was eigentliches Ziel unserer Suche ist. Nur zu oft vermeinen wir, in der Armut etwas Authentisches finden zu können, etwas, das noch unberührt geblieben sei. Die „einfache Lebensweise“, die wir selbst niemals wirklich leben wollen würden, beschreiben

Armut, weil es keine richtige Latrine ist



Frenk, Escola A Luta Continua e Escola Secundária de Messano

wir vielleicht als „arm aber glücklich“. Die Vorspiegelung eines angeblich Authentischen entspricht der Suche nach Sinn und der Sehnsucht nach jenem anderen Leben, in dem der Mensch bei sich selbst sei. Armut erleben wir dabei geradezu als befreiend. Endlich dürfen wir teilhaben, den Schmerz zumindest virtuell erleben, der westlichen Selbstzufriedenheit entfliehen, ihn auf Foto bannen. Der Kitzel und die Verführung durch das, was uns fremd ist, der voyeuristische Ekel, das gebannte Starren und der Geruch der Verwesung, die Faszination der Mittellosigkeit haben für uns etwas Selbstreinigendes, Katharsisches.

Die Tropen, Übersee, stehen für das Unberührte, Wahrhaftige, Echte, das also, was vermeintlich noch nicht so verfälscht oder entfremdet oder kapitalisiert ist. Vor Ort merken wir jedoch rasch, dass die Gesellschaften ebenso modernisiert werden oder sind, unter dem gleichen Einfluss stehen wie die unsrige. Das finden wir nicht gut, hatten wir doch Ursprünglichkeit, üppige Natur und unbedingtes Leben erwartet. Wir beschwerten uns über die Verdrängung der Traditionen und kulturellen Eigenheiten durch Kulturindustrie, Konsum und Konformismus gegenüber dem Westen.

Unsere Ambivalenz zur Moderne

Und wir, haben wir auch nur annähernd soviel Interesse den eigenen kulturellen Traditionen gegenüber? Schuhplattlern oder Ringelreihen unterm Lindenbaum? Mit welchem Recht pochen wir dort auf Bewahrung und Vorenthaltung jener McDonalds- und Prosecco-Kultur, der wir selbst uns jederzeit bedienen können?

Wir verkennen schnell, dass wir durch unsere eigene Suche eine Buntheit und Folklore entdecken, die meist in den Ländern selbst nur noch der Touristen wegen aufrechterhalten wird. Und dass wir durch diese Festschreibung den Menschen unsere Ziele und ureigene Selbstsuche überstülpen. Wir erwarten, dass ein Guatemalteke bunt gekleidet sei und die Peruanerin nach Alpaca rieche. Verlässt sie aber das Haus im Hosenanzug, mit Handy und Aktentasche, so verliert sie in der Regel unser Interesse und wir unser heimliches Überlegenheitsgefühl.

Wir verkennen, dass wir den Gesellschaften Modernität vorenthalten möchten – im besten kolonialen Sinne –, weil wir spüren, dass in ihr nicht des Menschen Glück liegt, obwohl wir selbst deren Vorteile durchaus zu genießen wissen. Wir verkennen, dass wir selbst es sind, die die westlichen Werte und Güter vor Ort bringen und attraktiv machen.

Anstatt selbst an einer Welt ohne Kunsumwahn und Entfremdung zu arbeiten, sollen die Menschen im Süden wenigstens ursprünglich bleiben. Die persönliche Kränkung, die wir spüren, wenn die Einheimischen ihre Lebenswelt jedoch nicht so zu schätzen wissen wie wir, macht uns nicht selten böse und ungehalten. Dann, wenn wir vorgefertigte Erwartungen erfüllt sehen – der Kubaner tanzt den lieben langen Tag, die Brasilianerin steckt voller Lebensfreude –, ist unsere Wunschwelt gerettet..

Die rassistische Konstruktion

Die Struktur des rassistischen Diskurses beruht auf jener binären Einteilung der Welt, der Gefühle, des eigenen Seins. Das, was ich bin, und das, was ich nicht bin. Als ob wir aufgespalten seien. Dann findet sich die Logik beispielsweise auf unserer Seite, die Emotionalität auf der des Anderen. Der Anspruch und der Druck eines selbsterfüllten und erfolgreichen Lebens auf meiner, Unbeschwertheit und Ursprünglichkeit auf der Seite des Fremden. In Aberkennung und Furcht vor einer widersprüchlichen, integralen Identität konstruiert Rassismus soziale Differenz.

Doch ist dies kein unbeschwertes Verhältnis. Die Konstruktion unserer eigenen westlichen Identität erfolgt unter Abspaltung von Eigenschaften, die als vormodern, weiblich, körperlich und naturhaft definiert sind. Diese Eigenschaften werden anderen Gruppen, „Rassen“, „Ethnien“, die eigens dafür kreiert werden, zugeschrieben.

Doch ewig bleibt uns die Furcht vor der Wiederkehr des Anderen. Die Begegnung mit dem Fremden ist stets voller Emotion, sie ist erotisch, aufregend. Was einmal abgespalten ist, bleibt als Erinnerung vorhanden, als Verlust, als Drohung. Dem rassistisch konstruierten Anderen droht stets, ebenso wie die Überhöhung, auch die Auslöschung durch denjenigen, der ihn zum Objekt degradiert hat.

Reflexion und Respekt

In der Regel, und selbst im Projektmanagement vor Ort, sind meist wir es, die lernen und profitieren, und die Erfahrungen und Kompetenzen als kulturelles Kapital in unseren Gesellschaften verkaufen können. Die Menschen und Organisationen im Süden gehen dabei zu oft leer aus.

Dieser neokolonialen Indienstnahme des Südens durch unsere Gesellschaft, der Ausbeutung seiner materiellen und intellektuellen Ressourcen, der Nutzbarmachung der ausgebeuteten und peripherisierten Gesellschaften des Südens zur Befriedigung der ökonomischen, sozialen, kulturellen, emotionalen oder psychischen Bedürfnisse des Nordens können wir kaum entfliehen, und es gibt auch kaum eine Alternative dazu. Der Gewinn an eigener interkultureller Kompetenz beispielsweise ist persönlich und bildungsmäßig nicht hoch genug einzuschätzen.

Was tun? Ist dieser Text eine Aufforderung zum Zuhause bleiben? Keineswegs. Selbstbezogene Beweggründe sind ja nicht unbedingt verwerflich, mehr noch: Sie sind wichtig – wenn sie denn erkannt und reflektiert werden; und wenn wir diese unseren „Partner/innen“ im Süden ebenfalls zugestehen. Dann nämlich können sich die „Partner“ vielleicht wirklich auf Augenhöhe treffen: die offene Begegnung und der Dialog sind die trefflichste Realisierung von Solidarität!

Niemandem auf der Welt bleibt sie erspart, die Suche nach der „Schönen Neuen Welt“. Jedoch: Wie auch Miranda zurückkehrt in ihre Heimat, so beginnt und endet auch unsere Suche stets dort, wo wir herkommen.

Andreas van Baaijen arbeitet als Koordinator des Entwicklungspolitischen Netzwerks EPN Hessen.